

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

177 (29.6.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Die Reise nach Australien

Von Alfred Suggenberger, GDS.

Wir bieten unseren Lesern die bessere Geschichte einer nur halb und wiederum doch ganz gelückten Reise nach Australien aus der Feder des hervorragenden Schweizer Bauernbilders Alfred Suggenberger. Diese Erzählung entnehmen wir dem neuen und sehr seltenen Roman „Der wunderliche Berg Heini und sein Abgang“, der soeben im Verlag v. Staackmann, Leipzig, erschienen ist und der erneut Suggenberger als einen echten volkstümlichen Erzähler zeigt.

Die Schriftleitung.

Auf der Heimkehr von einem Waldgang klopfte der Wehrtauer Uredy Neu seinem Nachbar vom Heiltsboden auf die Achsel. „So, Hannes, heut bin ich so richtig aufgelaßt, heut will ich dir einmal erzählen, wie mein Bruder Heini vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Es ist eine lustige Geschichte; ich hätte sie selber bald vergessen, und es tut mir gut, sie in meinem Gedächtnis ein wenig aufzufrischen. Das mußt du auch voraus wissen, der Heini hat dabei einfach nicht gut getan. Das heißt nicht etwa, er sei ein fauler Hund gewesen, o nein, beim Bauernschafsen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. Nur an den Webstuhl wollte er um des Teufels willen nicht heran, den Webstuhl nennt er die kleine Hölle, und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angeht, noch nicht verdient haben. Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen, hat gesagt: „Da hindurch geht's, Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffest, dann stell' ich dich vors Haus.“

Der Heini bestimmt sich nicht lang, er nimmt die Türhülle in die Hand und ruft schon durchs offene Fenster in die Stube herein: „So, draußen wär' ich, wenn's nur an dem fehlte, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch, ob ich mit meinen 23 Jahren nicht einen Hebräerfing' auf den Weg verdient habe.“ Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: „Und die Straße, Bub? Sonne oder Mond?“

Der Heini scheint sich das noch nicht überlegt zu haben. „Hä nun — zuerst will ich einmal ein Jahr lang laufen, immerzu, bis mir wo ein Ort recht ist. Hundert Stunden weit, auch zweihundert. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu.“

„Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum Verschleßen“, sagte der Vater. „Du mußt dir ein Ziel vorsetzen, ein richtiges Ziel, und auf das mußt du zuhalten, immer gerade aus.“

„Dann fahre ich nach Australien“, erwiderte der Heini kurz und beschlagen. „Das ist mir nun fast so ins Kopfhäuschen e rutscht. Australien ist auch auf der Welt. Bloß nach Amerika zu gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laß zellen.“

„So etwas ist ich selten, der Handel ist abgemacht“, sagt der Vater. „Ich geb' dir fünfhundert Franken in die Hand. Wenn du dein Sparrbü-

geld dazu legst, so kannst du's machen. Aber ich will einen Brief von dir aus Australien bekommen, darunter tu ich's nicht.“

„Den Brief bekommst du. Wenn ihn der Briefträger bis in zwei Jahren nicht bringt, so ist das Schiff untergegangen.“

So haben die zwei den Vertrag durchs Fenster abgeschlossen, und am andern Tag früh ist der Heini schon gestiegt und gesträubt mit seinem Säcklein unter der Haustür gestanden. „Ich darf nicht lang machen, sonst übernimmt's mich“, hat er gesagt, als die Mutter vor Weinen fast in die Gichter kam. Ich glaube, er ist mit sehn oder elf Sprüngen schon im Kirchhofgarten unten gewesen. Die Leuten haben nie die Untugend gehabt, sich von der Webleidigkeit zu Sumpelmanen machen zu lassen.

Gut, der Heini hat also die große Reise frisch an den Hörnern gepackt. Am oben und am unten Kirchhofgarten ist er vorbeigewalzt, wo man schon mit Seuen anfangt, unter der Bärenrüttel, unter dem Steintobel hin, ohne auch nur mit einem Aug nach rechts oder nach links zu schielen. Auch vom Berg hat er nicht ein einziges Mal zum Stillstehen und Augenausspuhen Abschied genommen. Den kann ich mir dann wieder angucken, wenn ich einmal von Australien zu Besuch heimkomme, hat er zu sich selber gesagt.

Beim Höflein zur Haberen steht die Witfrau des heim Holzern verunglückten Sali Guttnacht auf dem Stiege tritt und drückt ihn an:

„Wo 'nau's Heini wo 'nau's?“
Nun, Bescheid muß man doch aeben, wenn man im Anstand gefragt wird. Dazu ist die Witfrau

Brene gar nicht Abel beieinander gewesen und kaum ein Jahr älter als er. Ist er also stillgestanden und hat die Brene mit schiefgedrehtem Kopf ein bisschen ins Auge genommen.

„Ich geh' ap! Den Berg könnt' ihr behalten.“
„Das Robin darf man kheimt's nicht erfahren“, kommt es von der Stiege zurück. „Käufft du etwa bloß der Nase nach, ins Blaue hinein?“

„Nach Australien geht's, wenn dich jemand fragen sollte.“

„Ist das weit?“

„Du bist ja solange wie ich in die Schule gegangen.“

„Teht möcht' ich nur noch aus dem Wunder kommen, ob heute der letzte Tag ist, wenn man nach Australien will.“

„Es fährt nicht bloß ein Schiff auf dem Meer.“
„Gibt der Heini zurück.“
Die Brene studiert ein wenig in sich hinein. „Dann könntest du vorher noch ein gutes Werk tun: du könntest mir die Tobelwies abmähen, es ist mir da fast zu steil. Das andere bringe ich dann schon fertig.“

„Wo, Macht man das.“

Der Heini legt sein Bündel in den Schoof, denget eine Senle und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiß an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Stube. Er denget und mäht wieder. Brene und die nicht ganz kluge Schwester ihres Mannes zetteln und wenden das Gras. Einesmals steht die Witfrau hinter ihm.

„Nur g'hat, es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie wollten wir das viele Heu morgen eintun, ich und die Grit?“

Heini rückt das Senlenblatt mit einem Grasen blank und schaff' mit Gabel und Rechen. Er befehlt sich neben bei das Holz, das die Stielwiese unten begrenzt. „Schön Holz“, rühmte er.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gerücht

Das stille, kleine Schwarzwaldorf lebt sein eigenes, in sich abgeklertes Leben. Ein jeder Morgen läßt den leis und kaum merkbar eingeschlagenen Abend mit all seinen kleinen Bildern wieder aufsteigen, gleitet wieder vorbei und macht immer wieder jung, was tagtäglich alt ist. Die Bäume fahren durchs Tal in ihrer Gleichmäßigkeit und Pünktlichkeit, der Briefträger kommt und geht, heute, wie gestern und morgen. Das Dorf, die kleine Welt für sich, gebärt sein Schicksal immer von neuem, von morgens bis abends, immer wieder und immer gleich. Da bracht ein Tag die Unrast, das Aufgewühlte in sich selbst, in jedem Einzelnen. Niemand wußte, woher das Gerücht kam, das sich plötzlich wie eine dröhnende Last auf die Gemüter der Menschen legte. Es war da und drohte in allen Gassen, einer tausendköpfigen Schlange gleich, die ihre gefährdrohenden Häupter unerschrocken aus jeder Mauerpalte sängelt. Kein

Mensch hatte den Leib des Untiers gesehen, niemand kannte ihren Schwanzwinkel. Unsichtbar der Allgemeinheit, drohend spürbar jedem Einzelnen sängelte es in jedes Haus und erreichte mit seinem giftigen Bißchen jeden Raum und seine Bewohner. Was war geschehen? Irgendwo war einer Untat blühendes Menschenleben zum Opfer gefallen. Irgendwo war Leben zerronnen, Opfer einer Tat, die Furcht und Angst gewekt hatte. Die Sühne mußte ausbleiben, nachts lag Gebelminis über das Meer und die We.

Da wohnte im Dorf ein junger Mensch, den Temperament und Abenteuerlust schon in manchen nicht immer ungefährliche Erlebnisse verstrickt hatten. Der Drang in die weite, die Sehnsucht nach Neuem, Ungekanntem hatten ihn immer wieder in die heiße Luft lodender Abenteuer hinausgejagt, das Heimweh brachte ihn immer wieder zurück. Fremde Länder hatte sein Fuß durchzirt, Spelun-

ken und armselige Berbergen gaben ihm Raum, wenn das Geld nicht mehr reichte, ein Bett und ein warmes Essen zu bezahlen. Dabei sorgte sich eine Mutter um den, dem die Unrast im Blute lag und ihm die Ruhe raubte. Und als er eines Tages sein Wanderbündel geladert und die Reise über das große Wasser angetreten hatte, als nach einiger Zeit die Kunde kam, daß er in weiter Ferne nun doch sesshaft geworden war, da schüttelten die Gevattern ungläubig den Kopf, nicht verstehen wollten, daß dem Jungen, Kubelosen das fremde Land das geben konnte, was er in der Heimat nicht gefunden hatte. Und plötzlich froch das Gerücht durch die Gassen, machte sich an den Wirtstischen breit, daß das böse Gewissen den Wanderer zwischen zwei Welten davon getrieben habe. Langsam schlich sich die böse Vermutung in die Herzen, alle kleinen Jugendlinden stiegen auf, und schon war der und jener überzeugt, daß der, und nur der, der die Heimat aufgegeben hatte, der Täter war. Bedauern da und dort mit dem Irgeleiteten stieg auf, wurde überwuchert von der schrecklichen Erkenntnis, daß man einen Unwürdigen unter sich gehabt hatte, der sich und seiner Umgebung zur Schande geworden war. Schon sah man ihn, gefesselt und der Strafe entgegen schreitend, traurige Heimkehr halten. Furchterstüßes stand bevor und drohte allen.

Derweilen, hatte einer in weiter Ferne ein neues Leben angefangen, schritt über fremde Acker und tat fremde Arbeit, erkennend vielleicht, daß die Sehnsucht, die ihn aus der Heimat trieb, nirgends gestillt werden konnte und überall dort, wo er selbst beständige Einsicht hielt. Keine Ahnung hatte er von dem Gerücht, das sein Andenken besudelte. Mit zitternden Händen las die Mutter die Briefe des Sohnes, glaubte in den knappen Zeilen das zu erkennen, was ihm in der Heimat gefehlt hatte und ihn ihr nahm. Bis zu ihr drang das Gerücht nicht. Die Hobeit der Mutter scheuchte listerne Schwäger zurück und verschloß ihnen den Mund. Bedauern mit ihr regte sich, unbekanntes Mitleid wand ihr die Dornenkrone. Bis eines Tages die sichere und bestimmte Nachricht kam, daß man einem wirklich Unschuldigen Schliches angeklagt hatte, daß auch nicht der geringste Zusammenhang zwischen ihm und der Tat nachzuweisen und möglich war. Der Urheber des Gerüchtes wurde gesucht, niemand kannte ihn, niemand vermochte ihn zu entdecken. Arbeitgeber stellten dem Ausgewanderten das beste Zeugnis aus, wiewen nach, daß er am Tage der Tat, weitab vom Orte derselben gearbeitet hatte. Plötzlich erkannten alle die, denen Jugendstreiche mehr oder weniger schlimmer Art Grund genug zur moralischen Beurteilung waren, daß er doch auch gute Eigenschaften hatte, und daß sie ihm eigentlich die Tat nie sugetraut hatten. Das Gerücht verfloch, kehrte in seine Unterwelt zurück, nicht aber, ohne die schleimige Spur zu hinterlassen, auf der sittsame Bürgerleute samt ihren Grundbesitzen beinahe ausgeglitten wären.



(48. Fortsetzung.)

Meine Braut und ich blieben nicht am Altar stehen, verschwanden vielmehr in der Sakristei, wo der Pastor am Taufbecken wartete. Stille Händedrüde, dann fragte mich der Priester, wie der Bengel nun heißen sollte.

Sapperlot, darüber hatten wir noch gar nicht nachgedacht. Maria wurde heiß vor Verlegenheit, mir rutschte der Schlip in die Weste. Aber da standen die Taufpaten und Trauzengen, keiner durfte von unserer gottgefälligen Schiebung etwas erfahren. Nur Papa Wendland und der Pastor waren mit im Bunde, während Adam Anker und des Pfarrers ältliche Schwester wie Säulenheilige die Hände falteten.

Ich flüsterte meiner Braut ins Ohr: „Wie hieß der Vater vom Kind?“

Maria bekam das süße Zittern, dann stieß sie nach dreimaligem Schluden: „Sebastian!“

„Derr Pastor, dieser Junge soll Sebastian heißen!“ Wobei ich mir bewußt war, daß der Name eine besondere Bedeutung hatte. Sebastian! Das war eine Erbenschaft. Das war ein Gleichnis. „Sebastian? Gut, Sebastian!“

Und wir taufeten das Kind. Es fügte sich dulderlich, ohne Weinen, ohne Zuden, mit offenen Augen. Dann nahm sich seiner die Schwester des Geistlichen an, die weil wir zum Altar gingen, die Köpfe beugten, die Ringe taufeten und

die Bebergsung aller christlichen Regeln gelobten.

Gottlieb Donatus stieg wieder auf die Orgel: „Laßt uns frohlocken herzlich sehr.“

Alleluja.
Maria seufzt und weint nicht mehr.
Alleluja —

Ganz leise schwebt die Melodie durch den Raum. Und Gott lächelt.

Die Glocke läutete, wir holten in der Sakristei unsern Sebastian, und da die Kirche einen kleinen Ausgang nach hinten hatte, standen die Dörfler noch immer vor dem großen Portal, als das junge Paar längst in seinem Unterland verschwunden war.

Wer von den Kostheimern gehofft hatte, an diesem Tag ein lautes Volksfest zu erleben, wurde enttäuscht. Maria und ich hoben alle Regel vor, wir taten hochmütig, außer dem Pastor durften am Nachmittag nur meine Freunde aus dem Zweibrücker Gefängnis zum Anstoßen kommen. Pantas Wendland, Adam Anker, der musikalische Rüstler und — wie freute ich mich — die Proletarier Weber und Billen, die ärmsten Söhne, die auch die treuesten waren. Drei Büsten vom Ältesten brachen den Hals dabei. Was Papa Wendland mit meinen Gästen bernach noch im Stockwerk über uns anstellte, konnte mir gleichgültig sein. Zuweilen drang ein Singen und Trampeln in unser Verlies, doch schreckte das kei-

nen Glücklichen. Da oben wurde aufs Wohl des deutschen Rheines geseht, — ich war nicht so abnungslos wie die profrende Korona, der ich bis in den späten Abend ihre lachenden Kanonaden keineswegs mißgönnen konnte. Ich wußte mehr. Ich hatte das Signal vernommen, daß Gefahr im Verzuge sei. Und würde danach handeln. Morgen schon. Trotzdem: Das Schicksal stattete mich mit heitern Gefühlen aus, ich nahm sie an wie eine Gnade.

Sebastian bekam die zweite Brust; als amtlich wie kirchlich beklagter Gatte und Vater hatte ich endlich das Recht, meine Augen an einem Schauspiel zu weiden, das ebenso heilig wie menschlich war. Und auf dem Tisch stand immer noch die Kirchstunde des Hochzeitsbuddings. Sebastians Pfoten patzten in die rote Bräbe wie auf ein Stempelspisen und übertrugen die süße Schmiere auf den Busen der Mutter, wobei ein morniges Schmatzen und Grunzen solchen Schabernack begleitete. Maria und ich erstikten vor Lachen, wir sahen ja wieder in Altanskleidern und brauchten uns um die Obstfäden nicht sehr zu sorgen.

Die Dunkelheit schlich früh in den Keller, über dem Rheingau hingen bleierne Regenwände, ein Gewitterstauer löste den andern ab, und als wir die Kerzen im Kronleuchter anzündeten, trommelte eifrig Hagelschlag gegen die Scheiben.

Unser Junge schlief mit göttlicher Ahnungslosigkeit, als die neunte Abendstunde kam. Wir zogen die Gardinen vor, klatschten noch drei Motten zwischen die Hände, machten uns, da draußen der Sturm durch die Bäume und Schindeln jaulte, absichtlich gruselige Gedanken, um desto fetiger bei jeder Umarmung des Geborgenseins innerzuwerden. Um zehn erlosch die erste Kerze im hölzernen Kranz, um zehn Uhr zwanzig die siebente und letzte. Ein blafender Rauch sog würzig und dünn durch den Keller, noch glommen die Seiten zweier Dochte, und als auch diese verlöschten, deckte ich die frisch bezogenen Betten auf.

Sebastian leufete in seinem Korb, — Maria, meine Maria hörte es nicht mehr.

10.

Der Blinde und der Lahme.
Der Morgen dämmerte kühl und dunstig, in Flandern hätte man bei dieser Stimmung einen Feuerüberfall erwartet. Ich verließ das Bett, schlich auf Zehenspitzen in den Hof, pumpte Wasser in die Schüssel, kroch wieder in den Keller, wusch mich, sog mich an. Inzwischen erwachte Maria, obwohl ich nicht gelärmt hatte. Doch die lebende Frau ahnte mehr, als sie wissen durfte: „Du willst fort, Manes?“

„Schlaf doch, Maria!“

Sie wurde wacher als je.

„Wohin, Manes? Laß mich nicht allein!“

Schon weinte sie, und auch der Junge meldete sich mit zeterndem Geheul.

„Ich komme in einigen Tagen wieder!“

Maria umklammerte meinen Hals. Sie hielt mich für einen Deserteur und Abenteuerer.

„Manes, wenn ich das gemußt hätte —!“

Ich mußte die Zimmernde ungar abschütteln, ihr Mißtrauen verwunderte mich.

„Ich sag doch, daß ich wiederkomme!“

Maria warf sich über beide Betten, schlug die Zähne ins Fleisch, riß sich an den Haaren. Welches Theater. Womit verdiente ich mir so viel Entsetzen? So viel Verdächtigung? Mein Herz war kein Vienenhaus.

Irgendein guter Geist suchte mich beim. Ich empfing seine Belehrung und handelte sätzlich: „Komm, bist doch meine Frau, sollst doch mein Bestes bleiben!“

Maria erholte sich, ich sah ihre Augen: Zwei schattige Gruben, in denen Angst nistete. Ich hatte das Schicksal dieser Augen vergessen. Einmal waren sie schon mit allem quitt gewesen.

„Maria, zwei Tage Urlaub. Bitte. Es geht um den Rhein. Es geht um uns alle!“

Fortsetzung folgt.